

Fucked Up



Beamtentum und Kanonenkugel: Mike Haliechuk (2. v. r.), Damian Abraham (Mitte) und Band

Fucked Up funktionieren, weil sie nicht funktionieren. Aus internen Spannungen und den Neurosen ihres Sängers Damian Abraham schöpft die Band seit zwölf Jahren eine kreative Energie, die sie gleichermaßen zum Weitermachen und Vorausdenken animiert. Wie lange das noch gut gehen wird, können nicht mal Fucked Up selbst sagen. Abraham sucht auf dem neuen Album *Glass Boys* jedenfalls nach ersten Strategien, die der Hardcore-Rampensau den Übergang in Altersteilzeit ermöglichen könnten.

Die Angst der Kanonenkugel vor dem Einschlag

TEXT: Christoph Dorner FOTO: Justin Kaneps

Damian Abraham hat Angst. Ausgerechnet er, der die Welt mit seinem Gröl-Bariton zusammenschreien kann, bis sie vor ihm Angst haben müsste. Der sich als nackte, behaarte Kanonenkugel von der Bühne ins Publikum schießt und es mit herzlicher Brutalität in den Schwitzkasten nimmt, bis Blut über seine Wampe fließt. Der in Graz einen Kerl im T-Shirt der englischen Nazi-Band Skrewdriver vor die Tür setzte, ihm aber vorher noch sein Eintrittsgeld zurückerstattete. Der bei Konzerten geküsst, gebissen und ins Gesicht geschlagen wird. In Cleveland hätte Abraham unter den Augen seiner Frau von einem hünenhaften Hardcore-Fan sogar fast mal einen Blowjob bekommen, als wäre er eine fettleibige Reinkarnation des Punk-Exorzisten GG Allin. Abraham war hardcore genug, höflich abzulehnen.

Nun sitzt der 34-jährige Sänger der kanadischen Band Fucked Up zu Hause in Toronto und muss wiederholt niesen, weil seine Frau Lauren versehentlich die Katze in sein Musikzimmer mit den knapp 10.000 Punk- und Hardcore-Platten gelassen hat. »Ich bin immer noch damit beschäftigt, dieses verdammte Puzzle fertigzubekommen«, sagt Abraham über seine Vinylsucht, die immerhin leicht nachgelassen hat, seit Lauren vor drei Jahren sein Passwort bei Ebay geändert hat. Eine andere Sucht gönnt sich Abraham hingegen gerne: Während der Aufnahmen zu Fucked Ups großer Rockoper *David Comes To Life* (2011) begann er damit, exorbitante Mengen

Marihuana zu rauchen. Der Familienvater konnte seinen Appetit dadurch so nachhaltig zügeln, dass er bis heute 60 Kilogramm abgenommen hat. Aus der Kanonenkugel ist ein bulliger Wrestler geworden, dem nach Konzerten Knie und Rücken schmerzen. Während des Skype-Gesprächs beugt sich Abraham meist so nah an den Bildschirm, dass man die Narbe auf seiner Stirn sehen kann. Sie klafft bei Shows nach ein paar gezielten Schlägen mit dem Mikrofon regelmäßig zu einem blutigen Fadenkreuz auf.

Wovor also sollte sich dieser Mann fürchten? Tatsächlich vor so einigem: Liebesentzug, Alter, Tod. Abraham schleppt eine pathologische Angststörung mit durchs Leben, die ihn im Alltag beutelt und auch Fucked Up schon zu einigen Krisensitzungen genötigt hat. Seit Abraham 2011 die Antidepressiva abgesetzt hat, therapiert er seine geplagte Seele mit Marihuana. Straight Edge lebt er dadurch zwar nicht mehr, sein maßgebliches Zeichensystem ist dennoch stets Hardcore geblieben. Einst Ventil und emanzipatorische Praxis für ihn als übergewichtigen, wütenden Teenager. Heute verantwortlich für Abrahams schlechtes Gewissen, weil Fucked Up zu groß geworden sind, um noch nach der sakrosankten Ethik der Hardcore-Szene funktionieren zu dürfen.

»Wir können nach zwölf Jahren keine junge, subversive Band mehr sein«, sagt er. »Das ist der Preis des Erfolgs. Ich habe es deshalb

aufgegeben, unseren Status als Hardcore-Band zu verteidigen. Weil wir uns an ein paar Spielregeln des Musikbusiness halten, sind wir jetzt wahrscheinlich so etwas wie eine alternde Rockband.« Wie sehr die schleichende Entfremdung von der Hardcore-Szene an Abraham nagt, kann man auch aus den Texten herauslesen, die er für das neue Fucked-Up-Album *Glass Boys* geschrieben hat. Darin erzählt er von einer Band, die durch die kommerziellen Verlockungen der Musikindustrie ihre Unschuld verliert und in der Folge an internen Spannungen und Erfolgsdruck von außen zugrunde geht.

Dass *Glass Boys* letztlich kein Konzeptalbum über die Verdorbenheit der Musikindustrie geworden ist, sondern Probleme des Alterns umkreist, hängt mit der Arbeitsteilung bei Fucked Up zusammen. Sie basiert auf einer Art Nichtangriffspakt zwischen den beiden Antagonisten der Band: Damian Abraham, der nebenbei mit glühendem Enthusiasmus die Musiksendung *The Wedge* moderiert, und Gitarrist Mike Haliachuk. Beide gehen nicht zusammen ins Studio und kommunizieren meist nur über Schlagzeuger Jonah Falco. Freundschaft schließt die Band prinzipiell aus. Haliachuk ist als Hauptsongwriter und Teilzeittexter der Spiritus Rector von Fucked Up. Ein unterkühlter Stratege im Bürolook, dem man die Hardcore-Vergangenheit nicht mehr ansieht. Im Skype-Interview erzählt er, mit Verlaub, hauptsächlich langweiliges Zeug. Zumindest für die Frühphase von Fucked Up, die Abraham viel bedeutet, hat

»Wir können keine subversive Band mehr sein.«

Damian Abraham

Haliachuk nur noch milden Spott übrig: »Unsere Songs waren dumme Insiderwitze, die ungefähr 20 Leute verstanden haben.« Haliachuk denkt längst in größeren Maßstäben als Hardcore. Die Tauschbörse Napster steht kurz vor der Schließung, als sich Fucked Up 2001 in Toronto gründen. Aus den digitalisierten Archiven des US-Hardcore saugen sich die sechs Bandmitglieder, damals Anfang 20, eine subjektive Anthologie des Genres zusammen. Während Abraham mit der Band den aggressiven Hardcore-Punk seiner Helden Black Flag und Poison Idea nachahmen will, verguckt sich Haliachuk in die politischen Ideen der Jugendkultur: Primitivismus, Situationismus, Straight Edge. Er konzipiert Fucked Up als rätselhafte Projektgruppe, die der Legendenbildung wegen nach wenigen Konzerten bereits in der Versenkung verschwinden soll. Die Mitglieder geben sich Pseudonyme: Haliachuk ist 10.000 Marbles, Abraham ist Pink Eyes. Der jüdische Gitarrist Josh Zucker nennt sich erst Concentration Camp, später Gulag. Auch der Bandname ist eine Provokation, die den Vertretern der populären Medien später komische Verrenkungen aufzwingen wird. Als MTV Canada 2007 ein wüstes Konzert ausstrahlt, kündigt die Moderatorin die Band als »Effed Up« an. Weite Teile der amerikanischen Tagespresse weigern sich bis heute, ihren Namen auszusprechen.

Zu Beginn ihrer Karriere sind Fucked Up von dem Gedanken besessen, die Öffentlichkeit zu manipulieren: Den Song »Baiting The Public« lassen sie so auf eine ihrer ersten Singles pressen, dass man die Platte umdrehen muss, um ihn in voller Länge hören zu können. Auf die Cover ihrer frühen Seven-Inches druckt die Band neben ihr ikonografisches Logo – das angeschrägte F in einem Kreis ist nur einen Federstrich vom Anarcho-Zeichen entfernt – immer wieder faschistische, nationalsozialistische oder okkulte Bilderwelten. Nicht,

um hasserfüllte Ideologien zu transportieren, sagt Haliachuk, sondern um wie einst Sid Vicious der Gesellschaft ihre letzten Tabus vorzuführen. Vielleicht nehmen Fucked Up mit »Teenage Problems« deshalb sogar einen Song auf, der nahelegt, Pädophilie zu glorifizieren. »Ich wünschte, wir hätten dieses Stück nie geschrieben«, sagt Abraham heute und verzieht das Gesicht.

Ihre kreative Dynamik entwickelt die Band daraus, dass der ängstliche Bremser Abraham von Haliachuk zu jedem Karriereschritt überredet werden muss. Denn Abraham will anfangs nicht einmal außerhalb Kanadas touren. Im Vorfeld der ersten Europatour ist seine Angst so groß, dass er als Sänger zeitweise ersetzt werden muss. Abraham ist dagegen, dass Fucked Up beim nicht mal besonders großen Indielabel Jade Tree unterschreiben. Dort veröffentlichen sie 2006 dennoch ihr Debütalbum *Hidden World*, das Kritiker für das modernste Hardcore-Album seit *The Shape Of Punk To Come* von Refused halten. Auch *David Comes To Life*, das den Geist großer Konzeptalben wie *Tommy* und *Zen Arcade* atmet, steht Abraham zunächst skeptisch gegenüber. Er befürchtet, dass das britische Fabrikarbeitermärchen von den Fans abgelehnt werden könnte – ein Trugschluss. Mit ihrem hymnischen, überkomplexen Hardcore-Punk gewinnen Fucked Up in Indie-Kreisen sogar viele Verehrer hinzu. Arcade Fire, Moby, Ezra Koenig von Vampire Weekend und J Mascis, der auf *Glass Boys* singt, sind Fans.

Abraham kratzt sich am Hinterkopf: »Ich wollte diese Band schon mindestens vier Mal ernsthaft verlassen. Nun muss ich gestehen, dass Mike mich bis zu dem Punkt gebracht hat, an dem sich alle meine Träume als Teenager verwirklicht haben.« Abraham kündigte zuletzt 2011 in einem Interview seinen Ausstieg an und löste damit ein mittleres Erdbeben in der Fangemeinde aus. Seitdem ist er vorsichtiger. Dennoch bereitet ihm die Vorstellung, noch mit 45 Jahren auf der Bühne zu stehen, schlaflose Nächte. Zu hoch ist die physische Belastung auf Tour. Und halbe Sachen will er nicht machen.

Die Lösung könnte im Wrestling liegen, das Damian Abraham genauso liebt wie den Hardcore: »Ric Flair oder der Undertaker haben mit dem Alter gelernt, smart zu kämpfen. Für uns könnte das heißen, dass wir nur noch wenige, dann aber richtig harte Konzerte spielen.« In »Paper The House«, der ersten Single aus *Glass Boys*, hat Abraham dieses Szenario bereits in zwei Zeilen entworfen. Er, der ewige Hardcore-Bursche unten im Moshpit, brüllt sein Alter Ego oben auf der Bühne an: »Old man, respect / Hold the legacy and come here down.« Abraham wird auch in Zukunft springen.

FUCKED UP
GLASS BOYS
MATADOR / BEGGARS / INDIGO

Steven Lee Beeber durchleuchtet für SPEX den ganz normalen amerikanischen Wahnsinn.

Der alte Rassistenwitz mit den »dünnsten Büchern, die je geschrieben wurden«, wird in Amerika immer wieder gerne erzählt. Eines dieser vermeintlichen Bücher heißt zum Beispiel *Great Jews Of Sports* (was natürlich »wahnsinnig witzig« ist, weil Juden nicht unbedingt der Ruf anhaftet, überdurchschnittlich viele Spitzensportler hervorgebracht zu haben). Ein weiteres vermeintlich »dünnes Buch« ist *The Big Book Of British Smiles*, das auf den vermeintlich ruinösen Zahnstatus großer Teile der britischen Bevölkerung abzielt, ein drittes *Black Men I've Met While Yachting*.

Ob derartige Witze einen *reality check* überstehen würden, sei dahingestellt. Doch sollten die Ereignisse der letzten Wochen symptomatisch sein, hat zumindest das letztgenannte »Buch« eine reelle Chance. Der »Witz« stammte in diesem Fall von Donald Sterling, dem vormaligen Besitzer des NBA-Clubs Los Angeles Clippers. Sterling machte unlängst mit einem Gesprächsmitschnitt von sich reden, der ohne sein Wissen aufgenommen wurde. Er pöbelt darin seine junge Freundin an, die es wagte, sich mit der Basketball-Legende Magic Johnson zu zeigen – in aller Öffentlichkeit! Sterling wurde umgehend aus der National Basketball Association verbannt und von jedem amerikanischen Stand-up-Comedian auf die Schippe genommen. Während sich die Medien noch über Sterlings Sklavenhaltermentalität echauffierten (schwarze Spieler verdienen unterdurchschnittlich, während weiße Angestellte überproportional entlohnt werden), traf bereits das erste Angebot ein, ihm den Club für eine Milliarde Dollar abzukaufen. (Inzwischen hat Microsofts Steve Ballmer den Club tatsächlich sogar für zwei Milliarden Dollar übernommen.) Dass Sterling, dessen Vermögen auf zwei Milliarden geschätzt wird, nun also seinen Kontostand verdoppeln kann – Rassismus sei Dank –, ist eine Pointe der eher unappetitlichen Art.

Mit Abstand am »lustigsten« aber war das ungläubige Staunen, mit dem die Öffentlichkeit auf den Vorfall reagierte. Kareem Abdul-Jabbar (der zeitweise als Assistenztrainer für Sterlings Club gearbeitet hatte) bemerkte völlig zu Recht, dass absolut niemand von Sterlings Rassismus überrascht sein konnte. In der Vergangenheit waren bereits mehrere Anzeigen anhängig, die Sterling nur über einen außergerichtlichen Vergleich abwenden konnte. Insofern ist sein letzter Fauxpas alles andere als eine *smoking gun* – es handelt sich vielmehr um die giftigen Ausdünstungen eines geistigen Sumpfes, der nie trockengelegt wurde.

TEXT: Steven Lee Beeber
ILLUSTRATION: Patrick Klose

WAHR UND LUSTIG

Natürlich wärmen wir uns an dem Gedanken, dass der Rassismus in Amerika längst der Vergangenheit angehört. Hey, haben wir nicht einen schwarzen Präsidenten gewählt? Womit das Kapitel doch endgültig geschlossen sein sollte, oder etwa nicht? Keineswegs. Nach wie vor schaffen wir es immer wieder, auf dieser Bananenschale unserer Geschichte auszurutschen – ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht. Denn Sterling ist wahrlich nicht der Einzige, der sich wie ein alter Plantagenbesitzer aufführt. In einem Sport, der von farbigen Spielern dominiert wird, hat es nur ein Bruchteil von ihnen ins Management geschafft – oder gar selbst einen Club übernommen. Und das Gleiche gilt für das gesamte Land. In den Chefetagen großer Sportorganisationen sind Farbige genauso selten vertreten wie in den Führungspositionen großer Konzerne.

Nein, unter der Oberfläche spielt Amerika noch immer mit gezinkten Karten. Unser Land wurde auf Rassismus erbaut – und hat sich davon noch nicht verabschiedet. Bizarriertweise ist es ein Mann wie Sterling, der diese Tatsache glasklar artikuliert. Man lese nur einmal seine tatsächlichen Äußerungen: In den Medien hieß es, Sterling habe sich rassistisch verhalten, weil er seiner Freundin eine Verabredung mit einem farbigen Mann ausreden wollte. Stimmt nicht. Wenn man sich den Mitschnitt anhört, so sagt er darin, dass sie mit absolut jedem Mann ausgehen könne – dies aber gefälligst nicht in der Öffentlichkeit tun solle: »Ich lebe nun mal in einem bestimmten Kulturkreis – und ich muss mich in diesem Kulturkreis entsprechend verhalten ... Warum du dich in der Öffentlichkeit nicht mit einem Farbigen zeigen kannst? ... Vielleicht ist es dir ja egal, was andere Leute von dir halten, aber glaub mir: Es spielt eine Rolle.« Mit anderen Worten: Lässt sie sich in der Öffentlichkeit mit einem Farbigen sehen, werden viele Leute die Nase rümpfen. Nicht Sterling selbst ist es also, der die Nase rümpft – aber er weiß, dass es andere tun werden.

Zum Schießen? Nicht wirklich. Aber realistisch in jedem Fall. Denn wer kennt sich in solchen Fragen schon besser aus als der alte Plantagenbesitzer?

